

ÖKONOMISCHE THEORIE ALS IMPLIZITE ETHIK

Erkenntniskritische Anmerkungen zur „reinen Wirtschaftswissenschaft“

Karl-Heinz Brodbeck

Einleitung

Der Gedanke, dass die ökonomische Theorie in all ihren vielfältigen Ausprägungen eine *moral science* geblieben ist, wurde immer wieder von Wirtschaftswissenschaftlern herausgestellt. Gegen L. Robbins¹ betont John Maynard Keynes: „economics is essentially a moral science and not a natural science.“² Die Rückkehr zu vorkeynesianischen Positionen seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts war *auch und gerade* eine Rückkehr zu den *methodischen Grundlagen* der neoklassischen Theorie, wie sie von Walras und Menger, anknüpfend an Comte und Mill, formuliert wurden.

Der einflussreiche Aufsatz von Milton Friedman „The Methodology of Positive Economics“³ reproduziert die methodische Position dieser Schule. Seine

- 1 L. Robbins (1935): *An Essay on the Nature & Significance of Economic Science*, London.
- 2 J. M. Keynes (1973b): *The General Theory and After*, Part II, *Collected Writings* Vol. XIV, London-Basingstoke, 297. Vgl.: „Die Wirtschaft selbst ist Ethik, ist Metaphysik, – eine Lösung, die erreicht ist dadurch, dass umgekehrt die Ethik selbst Ökonomik wird.“ E. Salin (1951): *Geschichte der Volkswirtschaftslehre*, Bern-Tübingen, 98.
- 3 M. Friedman (1968): *The Methodology of Positive Economic*, in: M. Brodbeck (Hg. 1968): *Readings in the Philosophy of the Social Sciences*, New York/London, 508-528. Friedman

zentrale Aussage, dass Theorien und daraus abgeleitete Hypothesen auf *Annahmen* beruhen, die sich nicht auf Fakten beziehen, ist bereits bei Mill eine zentrale Voraussetzung: „In the definition (...) of the science of Political Economy, we have characterized it as essentially an *abstract* science, and its method as the method *a priori*. (...) It reasons, and, as we contend, must necessarily *reason, from assumptions, not from facts*.“⁴ Annahmen sollen nach Friedman dazu dienen, „eine bestimmte Klasse von Phänomenen“⁵ zu erklären. Eine Erklärung ist *erfolgreich*, wenn mit ihrer Hilfe eine erfolgreiche *Prognose* gelingt: „the prediction of market behavior“.⁶

Wendet man diesen von Friedman angeführten Massstab für die *Gültigkeit* der Annahmen in der ökonomischen „Kerndisziplin“ – der Preistheorie – an, so zeigt sich allerdings eine für die Ökonomie betrübliche Tatsache: Die Vorhersage von Preis- oder Mengenveränderungen für einzelne oder aggregierte Märkte ist kaum je gelungen. Die Falsifikationen unterschiedlichster Modelle in der ökonomischen Theorie im Sinn von *Ex-ante*-Prognosen sind erdrückend.⁷

Diese Beobachtung entzieht auch der Theorie der rationalen Erwartungen ihre empirische Basis. Muth und ihm nachfolgend Lucas haben argumentiert, dass ein Auseinanderfallen von Theorie und Realität eine Ungleichverteilung von Wissen in der Wirtschaft bedeuten würde. Dies gäbe den Anlass, Prognosen solange *gewinnbringend* zu verkaufen, bis die Entscheidungen der Akteure sich den Prognosen angepasst hätten. Versucht man also, Märkte auf der Basis einer bestimmten Theorie zu beeinflussen, so würden die auf diese Theorie gestützten Prognosen die Entscheidungen verändern.

Der Gedanke von Muth und Lucas besteht aus *zwei* Teilen: *Erstens* erkennen sie zwar zutreffend, dass ökonomische Erklärungen selbst Entscheidungsprozesse beeinflussen. Wenn die Trennung von Theorie und Realität (als Konsequenz aus dieser Einsicht) in den Sozialwissenschaften aber nicht vorausgesetzt werden kann, weil Theoretiker und beobachtetes Entscheidungsobjekt einer gemeinsamen Kommunikationssphäre angehören, dann ist *zweitens* ein Theorietypus, der eine *Trennung* von Gegenstand und Theorie *voraussetzt*, erkenntnistheoretisch nicht haltbar. Nur unter der *mechanischen* Voraussetzung einer strikten Trennung von Theorie und Realität in den Sozialwissenschaften hat der Begriff der „Preis-

bezieht sich hierbei auf J. N. Keynes (1917): *The Scope and Method of Political Economy*, Cambridge.

4 J. S. Mill (2000): *Essays on Some Unsettled Questions of Political Economy*, Kitchener, 101; meine Hervorhebung.

5 M. Friedman (1968: 526).

6 M. Friedman (1968: 526).

7 Vgl. F. A. Hayek (1967): *Studies in Philosophy, Politics and Economics*, London and Henley, 35.

prognose“ aber überhaupt einen Sinn. Nur dann, *wenn* Prognosen überhaupt *empirisch gültig* formuliert werden *können*, kann man sie auch gewinnbringend verkaufen – sieht man von Fehlprognosen ab, deren Verkauf dem Markt für Horoskope vergleichbar ist. Man müsste zudem, sollte der Gedanke von Lucas und Muth verteidigt werden, zahlreiche *erfolgreiche* Marktprognosen beobachten können. Doch eben dies ist nicht der Fall, und es *kann auch gar nicht der Fall /193/* sein, weil eine gültige Prognose *freier* Entscheidungen dann eine *Contra-dictio in adjecto* darstellt, wenn die Prognose selbst zur Grundlage der Entscheidung wird.⁸

Wie reagieren Ökonomen, die das herrschende neoklassische Paradigma verteidigen, auf die Konfrontation mit ihren eigenen Fehlprognosen? Hans-Werner Sinn hat jüngst auf eine entsprechende Frage geantwortet: „Wir machen ja keine unbedingten Prognosen – auch wenn wir in der Öffentlichkeit gern so interpretiert werden –, sondern wir treffen Wenn-dann-Aussagen: Wenn das Wachstum der Weltwirtschaft, der Rohölpreis, der Aktienkurs und anderes mehr bestimmte für plausibel gehaltene Werte annehmen, dann reagiert unsere Wirtschaft in einer bestimmten Weise, und es ergibt sich eine Konjunkturprognose.“ Befragt, welche Faktoren sich denn so unvorhersehbar geändert hätten, sagt Sinn: „Das Entscheidende war der Einbruch an den Börsen und der Ölpreisanstieg im Frühjahr dieses Jahres.“⁹

Sinn wiederholt hier einen häufig von Ökonomen gemachten Denkfehler, der auf einer *Petitio principii* beruht: Die Aufgabe der ökonomischen Theorie – in Friedmans Definition – ist es, *Preisbewegungen* zu prognostizieren. Sinn übergeht diese Aufgabe und verpackt die wichtigsten *Preise* in der modernen Volkswirtschaft (Erdölpreis, Preise für Wertpapiere) in den „Datenkranz“:¹⁰ Weil er den Erdölpreis und die Preise der Wertpapiere *nicht* erklären kann, deshalb könne er die Märkte bzw. den Gesamtmarkt nicht vorhersagen – weil *Märkte* nicht prognostiziert werden können, deshalb versagen *Marktprognosen*.

Diese *Immunisierungsstrategie*, Prognosen von *Bedingungen* abhängig zu machen, die selbst zum *wichtigsten* Erklärungsbereich der ökonomischen Theorie gehören, kommt einer Selbstaufgabe der Ökonomie *als Wissenschaft* gleich. Was würde man von einem Astronomen sagen, dem die Prognose einer Mondfinsternis misslungen ist und der als Ausrede anführte: „Ich konnte die Bewegung der

8 Vgl. den mathematischen Anhang zu: K.-H. Brodbeck (2002b): Wirtschaft als kreativer Prozess. Beiträge zu einer postmechanischen Ökonomie, in: W. Ötsch, S. Panther (Hg., 2002): Politische Ökonomie als Sozialwissenschaft, Marburg.

9 „Wir sind auf der falschen Schiene“, Interview mit Hans-Werner Sinn (2001): DER SPIEGEL 49/2001 – 3. Dezember; zitiert nach der Spiegel-Online-Ausgabe.

10 W. Eucken (1959): Die Grundlagen der Nationalökonomie, Berlin et al., 156.

Erde nicht vorhersagen“? Wenn Märkte interdependent sind, dann *gibt es keine bedingte Prognose*, die einige Märkte als „Daten“ betrachtet. Schumpeter hat diesen methodischen Fehler zu Recht betont: „Wir können unser Weltbild natürlich sehr vereinfachen und zu sehr simplen Sätzen gelangen, wenn wir uns mit Behauptungen folgender Art zufrieden geben: sind A, B, C ... *gegeben*, so hängt D von E ab. Wenn nun A, B, C ... Faktoren sind, die ausserhalb des untersuchten Gebietes liegen, so ist alles in Ordnung. Sind sie jedoch Teile der zu /194/ erklärenden Phänomene, dann können Aussagen darüber, was durch was bestimmt wird, leicht unwiderlegbar formuliert werden.“¹¹

Das angeführte Beispiel verdeutlicht ein *Prinzip*. Das Scheitern von Prognosen, die nach Friedman *das Kriterium* und *die* Rechtfertigung für die Annahmen der Mainstream-Ökonomie sind, hat die Ökonomen noch nie daran gehindert, immer wieder solche „bedingten“ Prognosen, also *empirisch leere Aussagen* zu formulieren, die nicht widerlegt werden können. Ein Paradigma stirbt aus, sagt Thomas S. Kuhn, wenn seine Vertreter aussterben. Doch das neoklassische Paradigma hat bislang alle seine Vertreter überlebt. Es muss also für die Aufrechterhaltung der „reinen Ökonomie“ einen Grund geben, der weder in der Sozialstruktur ihrer Vertreter noch in ihrem Erfolg als Prognoseinstrument zu finden sein kann. Ich werde nachfolgend zu zeigen und zu begründen versuchen, dass die *Selbstdeutung* der Ökonomie als *reine Theorie* nur die äussere, ideologische Hülle einer ganz anderen Funktion der Wirtschaftswissenschaft ist. Sie erfüllt die Funktion einer *Morallehre* im Gewande der positiven Wissenschaft.

Die vielfachen Versuche zu einer *Reform oder Kritik* der ökonomischen Theorie (durch die Historische Schule, den amerikanischen Institutionalismus, Keynes und die linken Keynesianer usw.) sind gescheitert, weil der innere, „positive“ Gehalt der reinen Theorie *als implizite Ethik* nicht erkannt wurde. Das gilt auch dann noch, wenn man dieser Theorie ihre *ideologische* Funktion (zu Recht) vorhält.¹² Jede *Ideologiekritik* oder *wissenssoziologische Zurechnung* der „reinen Ökonomie“ zu sozialen Interessen bleibt dieser Theorie selbst noch *äusserlich*. Man muss deshalb ihre *eigenen Voraussetzungen* aufgreifen und an jenen Punkt heranzuführen, der verständlich macht, warum die „reine Ökonomie“ aus *innertheoretischen Gründen* scheitern *muss*. Hierzu möchte ich einige Argumente skizzieren und beschreiben, *weshalb* Wirtschaftswissenschaften aus der inneren Notwendigkeit des von ihnen untersuchten Gegenstandes die Form einer *Ethik* an-

11 J. A. Schumpeter (1954): Dogmenhistorische und biographische Aufsätze, Tübingen, 328. Vgl. auch W. Eucken (1959: 160).

12 So sagt Chalmers Johnson, dass „die akademische Ökonomie, wie sie an den meisten amerikanischen Universitäten gelehrt wurde, nach und nach in eine Kampfideologie des ‚Westens‘ transformiert“ wurde. C. Johnson (2000): Ein Imperium verfällt, München, 231.

nehmen müssen. Diese Überlegungen münden in die Forderung, die *implizite* Ethik aufzugeben und wirtschaftliche Fragen *als* ethische Probleme offen zu diskutieren. /195/

Die Konstitution und Begründung der „reinen Ökonomie“¹³

John Kells Ingram schreibt über David Ricardo: „Er bewegt sich in einer Welt von Abstraktionen. Von mehr und weniger willkürlichen Voraussetzungen ausgehend, leitet er auf deduktive Art von diesen seine Folgerungen ab und verkündet dieselben als wahre, ohne auf den Umstand Rücksicht zu nehmen, dass die angenommenen Verhältnisse teilweise nicht der Wirklichkeit entsprechen, oder ohne die gewonnenen Ergebnisse mit der Erfahrung zu vergleichen.“¹⁴ Ricardo formulierte tatsächlich zuerst ein abstraktes System der Ökonomie, das wiederum John Stuart Mill mit anderen Ansätzen harmonisierte und eine umfassende Logik der *moral sciences* daraus entwickelte, die sich an den Naturwissenschaften als Vorbild orientierte. Mill steht am Anfang einer lange Reihe von Wissenschaftlern, die diesem Ideal nacheifern: „Die Gesellschaftswissenschaft (...) ist daher eine deductive Wissenschaft (...) nach dem Vorbilde der (.) physikalischen Wissenschaften“.¹⁵

Diese Tradition der „naturwissenschaftliche(n) Nationalökonomie“¹⁶ erreichte erst bei Leon Walras die ihrem verborgenen Begriff adäquate Form: Eine „eigentliche und zwar physisch-mathematische Wissenschaft“¹⁷ zu sein. Die nachfolgende Darstellung stützt sich deshalb vorwiegend auf Walras, unter Heranziehung einiger Ergänzungen von Menger. Der Durchbruch zu einer mathematischen *Wirtschaftswissenschaft* gelang erst durch einen Wechsel des *zentralen Gegenstands* der Ökonomie. Vom Merkantilismus bis zu Mill ist dies der *Reichtum*: „Writers of Political Economy profess to teach, or to investigate, the nature of Wealth, and the laws of its production and distribution“¹⁸. Die Arbeitswertlehre war mit Blick auf diesen Gegenstand formuliert worden. Durch die Frage der *Verteilung* des Reichtums blieb auch in der abstrakten Form der Reflexion bei

13 J. A. Schumpeter (1908): Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Berlin, 25.

14 J. K. Ingram (1890): Geschichte der Volkswirtschaftslehre, Tübingen, 166.

15 J. S. Mill (1868): System der deduktiven und induktiven Logik, Bd. 2, Braunschweig, 512f.; Vgl. W. S. Jevons (1970): The Theory of Political Economy, Harmondsworth, 90; L. Walras (1881): Mathematische Theorie der Preisbestimmung der wirtschaftlichen Güter. Vier Denkschriften, Stuttgart, 5.

16 W. Sombart (1967): Drei Nationalökonomien, Berlin, 125

17 L. Walras (1881 : 3).

18 J. S. Mill (1892): Principles of Political Economy, London, 1.

Ricardo und Mill die *ethische* Dimension erhalten, die sich auf ganz anderem Wege bei Marx zum Nachweis kristallisierte, dass der „Reichtum der Nationen“ nur die Vorderseite einer Armut ist, die ihn hervorbringt.

Die „marginale Revolution“ veränderte vor dem Hintergrund dieser Konsequenz im Marxismus die Wertlehre grundlegend. In der Folge rückte als zentraler Gegenstand der ökonomischen Theorie *der Preis* und seine Erklärung in den Mittelpunkt. Die alte merkantilistische Tradition kehrte jedoch in der Keynes /196/ schen Theorie wieder. Man kann die Trennung von Mikro- und Makroökonomie als Erbe dieser beiden grundlegenden Fragestellungen betrachten. Im Versuch, die Makroökonomie aus mikroökonomischen Bausteinen *abzuleiten*, macht sich zugleich die Tendenz geltend, die in der Makroökonomie erkennbare *ethische* Dimension in der Frage der *Verteilung* des Sozialprodukts wieder zu eliminieren und sie durch eine „reine Ökonomie“ zu ersetzen.

In seinen *Principles* beantwortet John Stuart Mill die Frage nach dem Reichtum durch eine *methodisch* wichtige Unterscheidung zwischen der Erzeugung und Verteilung: „The laws and conditions of the production of wealth, partake of the character of physical truths. (...) It is not so with the Distribution of Wealth. That is a matter of human institution solely. The things once there, mankind, individually or collectively, can do with them as they like.“¹⁹ Obgleich auch Mill einem Monismus der Methoden huldigte, blieb damit durch die Frage der Verteilung die ethische Dimension erhalten – was sich auch in der Theorie von Walras als eine „Einfallspforte“ für ungelöste ethische Fragen erweisen wird.

Die Preistheorie hatte im klassischen Liberalismus eine unklare Zwischenstellung. Die Arbeit wurde als Kausalfaktor in der Produktion des Reichtums aufgefasst, zugleich aber als Preisbestimmungsgrund. Nach Smith sind die Preise im Durchschnitt erklärbar durch die Menge an Arbeit, die sie „kommandieren“. Zugleich sollte aber die Arbeit als Wertquelle *Kausalfaktor* des Reichtums sein, was Ricardo besonders betonte. Im Rahmen der Arbeitswertlehre ist diese Zirkularität nicht vermeidbar.²⁰ Walras hat versucht, diesen Zirkel durch seine Wertlehre in einem *Reduktionismus* zu vermeiden: Er hebt die Dualität der Methoden dadurch auf, dass er die *Einkommensverteilung* auf die Preistheorie zurückführt, die Preistheorie aber als *physikalistische Wissenschaft* formuliert. Seine Darstellung zeichnet sich hier durch eine Klarheit und Gründlichkeit aus, die es der nachfolgenden Kritik erleichtert, die Schwäche dieses Gedankens zu erkennen.

Walras beruft sich auf die „Platonic philosophy“:²¹ Wahrheit im Sinn der reinen Theorie zielt immer auf *Universalien*, nicht auf konkrete (materielle) Einzel-

19 J. S. Mill (1892: 123).

20 Vgl. zu den zirkulären Strukturen in den Sozialwissenschaften Brodbeck (2002a: Teil 7).

21 Walras (1954): *Elements of Pure Economics or the Theory of Social Wealth*, London, 61.

objekte.²² Universalien sind zeitlos, körperliche Entitäten sind vergänglich. Daraus ergibt sich: „Universals, their relations, and their laws, are the object of all scientific study.“²³ Die Verschiedenheit der Wissenschaften beruht auf der Verschiedenheit der *Fakten*, die sie untersuchen. Um also die Wirtschafts /197/ wissenschaft als reine Theorie zu konstruieren, muss man zunächst klären, auf welchen *Gegenstand*, auf welche „Fakten“ sie sich bezieht.

Erkenntnistheoretisch spricht sich Walras für einen klaren *Dualismus* aus: Er unterscheidet Fakten, die das Resultat der „blinden und unerklärbaren Kräfte der Natur“ sind, von Fakten, die sich als „Resultat menschlicher Willensanstrengungen“ ergeben. Er teilt „every entity in the universe into two great classes: *persons* and *things*“.²⁴ Demgemäss ergibt sich für Walras eine *Zweiteilung* der Wissenschaftstypen: *Erstens* die „*natural science* or *science* properly speaking“, die das Wirken der Naturkräfte beschreibt; *zweitens* die „*pure moral science* or *history*“, die das Wirken des menschlichen Willens zum Gegenstand hat.

Allerdings stösst diese duale Ontologie auf eine Schranke, die ein Charakteristikum der neuzeitlichen Sozialwissenschaften ist: Die Unterscheidung in „blinde Naturkräfte“, die man *kausal* beschreibt, und „Willensakte“, die man *teleologisch* (zwecktätig) erklärt, ist unvollständig. Die Entitäten, denen man einen freien Willen zuspricht, gibt es in der Vielzahl, nicht in der Einzahl. Die Interaktion vieler frei entscheidender Individuen ist damit noch gar nicht in den Blick gekommen. Sie ist aber die *eigentliche* Aufgabe der Sozialwissenschaften im Allgemeinen, der Ökonomie im Besonderen.

Die vielen freien Individuen verfolgen unabhängige Ziele, dies aber in einer *Gemeinschaft* mit anderen Menschen. Die gesellschaftliche Organisation muss also folgende Aufgabe lösen: „(A)ll these ends and aims have to be mutually *coordinated*.“²⁵ Die *Schwierigkeit* hierbei, das gegenüber den Naturphänomenen und der Einzelhandlung *neue*, für die Sozialwissenschaften aber charakteristische Phänomen, ist der „impact of the human will or of human actions on the will or actions of other men“.²⁶

Der menschliche Wille, dessen Äusserung für Walras das Handeln ist, kann sich gemäss dieser Überlegung auf *zwei* Gegenstände beziehen: Einmal auf die Natur, zum anderen auf andere Menschen. Wenn sich Menschen auf *Naturdinge* beziehen, heissen diese Handlungen *Technik*. Die Summe aller technischen Phänomene nennt Walras „Industrie“. Die *Theorie der Industrie* nennt er „angewand-

22 Menger hat dieselbe Differenz im Auge; vgl. Menger (1883: 12).

23 Walras (1954: 61).

24 Walras (1954: 62).

25 Walras (1954: 62f.).

26 Walras (1954: 63); alle nachfolgenden Zitate stehen auf derselben Seite.

te Wissenschaft“ oder „Kunst“. Den zweiten, für die Sozialwissenschaften zentralen Fall, bei dem sich das menschliche Handeln auf andere Menschen bezieht, die „relations between persons and persons“, bezeichnet Walras als „*moral science or ethics*.“ Er fasst zusammen: „Such, then, are the distinguishing characteristics of science, art and ethics. Their respective *criteria* are the *true*, the *useful*, meaning material well-being; and the *good*, meaning justice.“²⁷

Die Frage lautet nun: Welchen Typus Wissenschaft verkörpert die reine Ökonomie? Welche *Fakten* beschreibt die Wirtschaftswissenschaft, woraus sich dann ihre Methoden, ihre Fragestellungen und ihre fundierenden Kategorien ergeben? Walras hat auf diese Frage eine klare Antwort versucht. Der sich zunächst aufdrängende Gedanke, dass die Wirtschaftswissenschaft die Wechselwirkungen vieler freier Willenshandlungen beschreibt und insofern zur Ethik oder zur Theorie der Institutionen gehört, lehnt Walras ab.

Mit folgender Begründung: Das *zentrale Faktum*, der eigentliche Gegenstand der Ökonomie ist der *Tauschwert*. Wenn Weizen zu 24 Franc verkauft wird, so ist diese Bewertung kein *ethisches*, sondern ein *natürliches* Phänomen, sagt Walras. Die Beziehung zwischen Preis und Ware ist eine *sachlich-faktische* Beziehung: „This is how the phenomenon of value in exchange makes its appearance.“ Als *rein quantitatives* ist es ein natürliches, kein ethisches Faktum. Es sind zwar Menschen bei diesem Akt beteiligt, aber der Preis ist nicht das Ergebnis individueller Entscheidungen; der Wert „does not result either from the will of the buyer or from the will of the seller or from any agreement between the two.“ Vom Tauschwert als Phänomen muss aber die Wirtschaftswissenschaft ausgehen. „Thus any value in exchange, once established, partakes of the character of a natural phenomenon, natural in its origins, natural in its manifestations and natural in essence.“ Und es ist damit für Walras klar, dass die Wirtschaftswissenschaft den Charakter einer *science*, einer quantitativen Naturwissenschaft besitzen muss.²⁸

Nun könnte man einwenden, dass diese so gewonnene reine Wissenschaft doch *angewendet* werden soll, also den Charakter einer *Kunstlehre* besitzt. Das verneint Walras durch einen aufschlussreichen Vergleich: „(P)ure mechanics surely ought to precede applied mechanics. Similarly, given the *pure theory of economics*, it must precede *applied economics*; and this pure theory of economics is a science which resembles the physico-mathematical sciences in every respect.“²⁹ Die *reine* Ökonomie darf sich nicht primär um praktische Fragen kümmern, die prinzipiell nur *Anwendungen* der reinen Theorie sein können. Man kehrt von the-

27 Walras (1954: 64).

28 Walras (1954: 64).

29 Walras (1954: 61).

oretischen Erwägungen und Folgerungen nicht zur Erfahrung zurück, um /199/ Theorien womöglich zu *verifizieren*; reine Theorien „go back to experience not to confirm but to apply their conclusions.“³⁰

So weit zeigt sich bei Walras ein Theorie-Typus, der heute noch der Praxis mikroökonomischer Forschung entspricht. Diese Behauptung mag überraschen, hat doch die ökonomische Theorie nicht zuletzt durch den kritischen Rationalismus eine „ökonometrische Läuterung“ erfahren und bekennt sich heute durchaus dazu, Theorien auch empirisch, mit statistischen, ökonometrischen Methoden „überprüfen“ zu wollen. Doch diese Modifikation durch das Falsifikationsprinzip betrifft nicht den Kern der Aussage von Walras. Das wird besonders deutlich, wenn man die durchaus ähnlichen methodischen Überlegungen von Carl Menger hinzuzieht. Wie Walras kennt auch Menger eine „reine Theorie“. Seine Begründung und der darin liegende Platonismus weist vergleichbare Züge auf:

„Nichts ist so sicher, als dass die Ergebnisse der exacten Richtung der theoretischen Forschung (...) als unzureichend und unempirisch erscheinen. Dies ist indess selbstverständlich, indem die Ergebnisse der exacten Forschung (...) nur unter bestimmten Voraussetzungen wahr sind, unter Voraussetzungen, welche in der Wirklichkeit nicht immer zutreffen. Die Prüfung der exacten Theorie der Volkswirtschaft an der vollen Empirie ist eben ein methodischer Widersinn.“³¹

Menger spricht von „Widersinn“, weil es zur Natur der *reinen Theorie* gehört, *abstrakt* formuliert zu sein, während empirische Phänomene stets eine individuelle, historische und konkrete Natur besitzen. Deshalb sagt auch Walras, dass man die reine Theorie nur *anwenden* könne, nicht aber an der Empirie zu überprüfen habe.

Allerdings schliesst sich hier sofort die Frage an: Inwiefern kann dann eine *reine Theorie* jemals *wahr* sein, „wahr“ in dem traditionellen Verständnis einer Übereinstimmung von Theorie und Realität? Menger deutet hier einen Weg an, der mit den Überlegungen von Walras übereinstimmt. Die Wahrheit einer Theorie kommt ihr insofern zu, als ihre Sätze *Typen*, also allgemeine Strukturen der Wirklichkeit beschreiben. Menger unterscheidet nicht nur *drei* Wissenschaften (Ethik, Kunstlehre und reine Theorie), er fügt eine vierte Disziplin hinzu, die er „Morphologie“ nennt. Ihre Aufgabe ist die „Klassifikation der realen Wirtschaftsercheinungen (nach Gattungen, Arten und Unterarten) und die Darstellung ihres generellen Wesens“.³² Auch Walras kennt diesen Gedanken, fasst ihn aber nicht als eigene Wissenschaft, sondern als *vorläufige Arbeit* vor der theoretischen Konstruktion auf: /200/

30 Walras (1954: 71).

31 Menger (1883: 54).

32 Menger (1889): Grundzüge einer Klassifikation der Wirtschaftswissenschaften, Jena, 13.

„Reality confirms these definitions and demonstrations only approximately, and yet reality admits of a very wide and fruitful application of these propositions. Following this same procedure, the pure theory of economics ought to take over from experience certain type concepts, like those of exchange, supply, demand, market, capital, income, productive services and products. From these real-type concepts the pure science of economics should then abstract and define ideal-type concepts in terms of which it carries on its reasoning.“³³

Diese *Klassifikation*, also die vorausgehende Arbeit der Typisierung, ist das verbindende Glied zwischen Theorie und Realität. In der Sprache der Wissenschaftstheorie würde man sagen, dass Walras und Menger hier an einen *Induktionsprozess* denken, der durchaus auch den Vorstellungen von Mills Methodenlehre entspricht. Entgegen der Kritik Poppers, zeigt sich in der *praktizierten Mikroökonomie* als Wissenschaft durchaus ein Festhalten am Walras-Mengerschen Konzept – die *grundlegenden* Kategorien, von denen Walras und Menger ausgehen, werden durch keinen ökonometrischen Test jemals einer Überprüfung ausgesetzt.

Das Scheitern der reinen Ökonomie

Walras lässt erkennen, dass er „eigentlich“ die Naturwissenschaften nicht einfach *kopieren* oder auf die Sozialwissenschaften *übertragen* will. Er betont ausdrücklich, dass die Sozialwissenschaften es mit *freien Handlungen* von Menschen zu tun haben. Eine Theorie freier Entscheidungen kann es aber für Walras nicht geben: „Actually, we have never attempted to predict decisions made under conditions of perfect freedom; we have only tried to express the effects of such decisions in terms of mathematics.“³⁴ Gleichwohl ist es Walras nicht gelungen, dieses Programm durchzuführen.

Die Preise sollen mathematisch *erklärt* werden aus bestimmenden Ursachen. „Die freie Entscheidung“ ist keine *beobachtbare*, damit objektivierbare Ursache; deshalb konzentriert sich Walras auf „the effects of such decisions“. Tatsächlich führen freie Entscheidungen zu *Fakten*. Doch wenn diese Fakten durch Ursachen *erklärt* werden sollen und wenn zugleich nicht geleugnet werden kann, dass *subjektive Momente* eine Rolle spielen, dann steht Walras (und damit die gesamte Neoklassik) vor der Frage, wie *subjektive Momente als* Kausalfaktoren beschreibbar sein sollen. /201/

Walras erkennt diese Differenz und versucht sie durch den Begriff der Knappheit, der *rareté*, zu überbrücken. Knapp ist ein Gut aus *zwei* Gründen: Weil

33 Walras (1954: 71). Bei Jevons ist dieser Punkt übersprungen, wenn er sagt, diese Voraussetzungen „are known to us ready-made by other mental or physical sciences“, Jevons (1970: 88).

34 Walras (1954: 256); vgl. C. Menger (1871): Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien, IX.

es objektiv in einer bestimmten Quantität vorliegt, und weil es subjektiv begehrt wird. Wie kann aber eine *personale* Grösse zum *kausalen* Erklärungsgrund werden? Die naheliegende (und richtige) Antwort, die auch Kant gegeben hat, lautet: Die Freiheit gehört nicht zur kausalen Determination. Zwar sind Fakten, die durch freie Entscheidungen geschaffen werden, *ex post* beobachtbar und können somit Elemente einer Kausalerklärung werden, und man kann auch sagen, dass Akteure ihre freien Entscheidungen an solch objektiven Gegebenheiten *messen*. Die Entscheidung selbst bleibt aber *frei*, enthält damit *notwendig* ein Moment der Unbestimmtheit und Nichtvorhersehbarkeit. Zu sagen, dass die „Knappheit“ eine *Eigenschaft* eines Gutes, damit ein objektiver Erklärungsgrund für Preise sein könnte, ist logisch unmöglich, wenn die subjektive Seite der Knappheitsrelation *unbestimmt* bleibt.

Walras hat mit dieser Schwierigkeit gekämpft, und er findet eine für die ökonomische Theorie *charakteristische* Scheinlösung: „If we were looking for something that we might call *the rareté* of commodity (A) or of commodity (B), we should have to take the *average rareté*, which would be the arithmetical average of the *raretés* of each of these commodities for all parties to the exchange after exchange was completed.“³⁵ Das Problem, die freie Entscheidung in ihrer subjektiven Wertdimension *nicht* objektivieren zu können (ohne die Differenz zwischen Subjekt und Objekt aufzuheben), versucht Walras durch eine *Durchschnittsbildung* zu umgehen. Dass das *erkenntnistheoretisch* schlicht unmöglich ist, wird Walras nicht klar: „*Rareté* is *personal* or *subjective*“;³⁶ ein arithmetischer Durchschnitt über die Subjekte hinweg ist jedoch eine *objektive* Grösse – es gibt keine „Durchschnittspersönlichkeit“, die nicht ihrer *subjektiv-personalen* Dimension *beraubt* würde. Es wird hier also stillschweigend die Position von Subjekt und Objekt im Argument vertauscht, ohne zu klären, ob und wie Personal-Subjektives *objektiv* werden kann – das ist erkenntnistheoretisch *der* Fehler in der Begründung der Nutzentheorie.

Ich möchte das verdeutlichen. Walras formuliert die zu lösende Aufgabe in seinen „Vier Denkschriften“ so:

„Gegeben sind zwei Waaren (A) und (B) und die Nützlichkeit einer jeden von beiden Waaren für jeden der Tauscher, sowie auch der Vorrath eines jeden Besitzers von jeder Waare; es sollen die Nachfrage-Kurven bestimmt werden.“³⁷

/ 201/ Die Faszination durch die mathematische Denkform, die aus „gegebenen Konstanten“ die gesuchten „Variablen“ ableiten möchte, vergisst völlig die

35 Walras (1954: 146). Zur Scheinlösung des Durchschnitts vgl. K.-H. Brodbeck (2000): Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie, Darmstadt, Kapitel 2.7.

36 Walras (1954: 146).

37 Walras (1881: 12).

einfache, *erkenntnistheoretisch* aber höchst wichtige Frage: *Für wen* und in *welchem Sinn* ist „die Nützlichkeit“ einer Ware „gegeben“? Walras sagt: „für jeden der Tauscher“. Doch gleich anschliessend objektiviert er dieses Gegebensein dadurch, dass er es mathematisch als Wert (Grenznutzen) notiert und in eine kausale Funktion einfügt. Durch diesen erkenntnistheoretischen Fehler ist die *subjektive Gegebenheit* (= Nutzen) verschwunden. Nun ist der Nutzen dem Beobachter Walras „gegeben“, und das ist etwas völlig anderes als eine subjektive Wertung durch den Tauschenden. Die Nachfrage nach einem Gut ist das Resultat einer subjektiven *Entscheidung*. Wird diese Nachfrage durch eine (nur dem Beobachter oder Theoretiker) *gegebene* Nützlichkeit *kausal* bestimmt, so ist die Voraussetzung negiert, dass es sich um eine menschliche, eine *freie* Entscheidung handelt.³⁸

Ist die Nützlichkeit aber *kein Kausalfaktor*, sondern kognitiv und privat *vermittelt*, so ist sie weder für die Theorie noch für das Entscheidungssubjekt „gegeben“ und kann nicht zur kausalen Erklärung herangezogen werden. Deuten Walras und Menger den Nutzen oder Präferenzen *kausal*, dann formulieren sie keine *Sozialtheorie*, die – trotz eigener Bekundung – von *freien Willensentscheidungen* ausgeht, sondern sie formulieren eine Fiktion. Die Subjektivität der Entscheidung und die Konsequenzen der Entscheidungsfreiheit werden eliminiert durch eine unmögliche *Objektivierung* – und damit werden alle Fragen, die alltägliche Entscheidungen *charakterisieren*, schlichtweg getilgt (wie Spontaneität, kreative Reaktionen, Ungewissheit, Veränderungen der Wahrnehmung von Situationen, kommunikative und soziale Einflüsse usw.). Carl Menger scheint hier etwas zu ahnen und spricht die Objektivierung deshalb emphatisch so aus:

„Ob und unter welchen Bedingungen ein Ding mir nützlich, ob und unter welchen Bedingungen es ein Gut, ob und unter welchen Bedingungen es ein wirtschaftliches Gut ist, ob und unter welchen Bedingungen dasselbe Werth für mich hat (...), all' dies ist von meinem Willen ebenso unabhängig, wie ein Gesetz der Chemie von dem Willen des practischen Chemikers.“³⁹

Die Frage, ob etwas für eine *Person* nützlich ist, gilt für Menger bereits als *objektiv-kausales* Faktum. Damit wird geleugnet, dass der Nutzen von *subjektiven* Grössen abhängig und somit dem menschlichen Willen unterworfen ist. Menger sagt, dass der Güterkonsum *in keiner Weise* auf kognitive oder andere */203/ situativ-persönliche* Faktoren bezogen ist: Ob Alkohol, Kaffee, ein Big-Mac oder Bio-

38 Bereits Bentham sagt: „By utility is meant that property in any object, whereby it tends to produce benefit, advantage, pleasure, good, or happiness“; J. Bentham (1952): Economic Writings, ed. W. Stark, Volume One, London, 101f. Das besagt: Eine *objektive* Eigenschaft produziert ein *subjektives* Phänomen.

39 Menger (1871: IX).

Gemüse für mich Güter sind, ob mir ein Küchenmesser zum Brotschneiden oder als Mordwerkzeug dient, „all´ dies ist von meinem Willen unabhängig“!⁴⁰

Der entscheidende Einwand hängt aber gar nicht von solch absurden und lächerlichen Voraussetzungen der Nutzentheorie ab. Selbst *wenn* man Präferenzen oder Triebe in einem sozialen oder genetischen Reduktionismus als „gegeben“ voraussetzte, so kann man mit Fichte sagen: „Es steht nicht in meiner Gewalt, einen bestimmten Trieb zu empfinden oder nicht; aber es steht in meiner Gewalt, ihn zu befriedigen oder nicht.“⁴¹ Dieser Satz enthüllt mit einer einzigen Feststellung den *grundlegenden Denkfehler* der Nutzentheorie oder der „subjektiven“ Wertlehre. Weil dieser Fehler nicht erkannt wurde, führte er zu den erkennbaren Windungen und Verdrehungen bei Walras und Menger, die nur *eine* Funktion haben: Die *subjektive Dimension* in der Knappheitsrelation zu *objektivieren*, damit in einen *Kausalfaktor* zu verwandeln, um die Ökonomie aus einer Ethik in eine *physische Wissenschaft* transformieren zu können.

Wenn man *prinzipiell* die Freiheit der Entscheidung zubilligt, wenn man ferner, wie Walras sagt, gar nicht *versucht*, „to predict decisions made under conditions of perfect freedom“, dann muss man akzeptieren, dass der in der Knappheitsrelation festgestellte *subjektive* Pol keiner Objektivierung fähig ist, ohne einen *Kategorienfehler* zu begehen. Welche Nutzenfunktion auch immer von oder für jemand festgestellt wird: Freiheit der Entscheidung heisst, dass man zur behaupteten Funktion *Nein!* sagen und sich anders verhalten kann. Das praktische Scheitern des Versuchs, den Nutzen *messen* oder Präferenzrelationen für gültige Preisprognosen verwenden zu wollen, ist ein Ausdruck dieses Denkfehlers.

Wer also für Entscheidungssubjekte das *Gelten von Präferenzen* „annimmt“, der sagt etwas völlig anderes, als er zu sagen meint. Wenn das *Gelten* von Präferenzen (= subjektiven Wertungen) stets auf die Freiheit des Entscheidungsträgers *relativiert* bleibt, dann nimmt die Behauptung *objektiv gültiger Wertungen* den Charakter eines *ethischen Urteils* an. Dieses ethische Urteil verbirgt sich in dem *Kategorienfehler*, der *subjektiv-personale* Wertungen als *objektive Ursachen* für Marktpreise interpretiert. Genauer: Die *Form einer physischen Wissenschaft*, von deren Strukturen, Regeln und Gesetzen ein „Gelten“ behauptet wird, besitzt dann, wenn man dieses *Gelten* auf frei entscheidende Individuen bezieht, *trotz* ihrer formalen Struktur den Charakter einer Ethik, ist also eine *implizite Ethik*. /204/

Doch auch und gerade die *objektive* Seite der Knappheitsrelation bleibt ungenügend bestimmt. Wenn die Knappheit eine *Relation* ist, deren objektives Ende der *Güterbestand* darstellt, so ist der „Güterbestand“ bereits eine *soziale* Kategorie, sofern dieser Bestand als *Eigentum* zu beschreiben ist, das auf viele Wirt-

40 Menger (1871: IX).

41 J. G. Fichte (1845): System der Sittenlehre, Werke Bd. IV, Berlin: 126.

schaftssubjekte verteilt ist. Die Verteilung eines Güterbestandes – des *Vermögens* – vor jedem aktuell vollzogenen Tausch ist keine *physische* Kategorie. Da dies *alle* Faktoren betrifft, die Walras als *produktive Dienste* bezeichnet, hängt die reine Theorie offenbar von etwas ab, das sie nicht erklären kann: „The question of the original distribution of services remain open“.⁴² Diese ursprüngliche Verteilung der Produktionsfaktoren auf die Wirtschaftssubjekte ist, wie Walras klar sagt, „in essence a moral phenomenon, the theory of property must be in essence a moral science.“⁴³ Ist aber die Knappheit eine Relation zwischen Bedürfnissen und Güterbestand, so ergibt sich daraus, dass die *Marktpreise* von der jeweils gegebenen Vermögensverteilung unmittelbar abhängig sind, deshalb einen ethischen Gehalt besitzen.

In der Wohlfahrtsökonomie wird dieses Problem so gelöst, dass man sagt: Die Vermögensverteilung ist *exogen* gegeben und gehört in den „Datenkranz“ der Preistheorie, die für *jede* Verteilung Gleichgewichtspreise „erklärt“. Über diesen Datenkranz kann dann der *Staat* verfügen, ohne mit den liberalen Grundsätzen des Marktwettbewerbs in Konflikt zu geraten. Viele Wirtschaftsethiker schliessen sich diesem Gedanken an und verlegen die Ethik in diesen Datenkranz, übergeben die Verantwortung für Verteilungsfragen also dem Staat. Doch das ist eine Scheinlösung. Denn betrachtet man *irgendeine* Vermögensverteilung in der „wertfrei“ interpretierten Erklärung der Preise als „gegeben“, so spricht man damit ein *Werturteil* aus.

Die von Walras eingeführte Lösung, die „Anfangsausstattung“ als „gegeben“ zu betrachten, ist auch aus methodologischen Gründen unhaltbar. Wenn die Knappheit eine *Relation* darstellt zwischen subjektiven Präferenzen und objektivem Güterbestand, wenn ferner die Knappheit und die durch die Knappheit erklärten Preise den Gegenstand der reinen Theorie bilden sollen, dann ist damit gesagt, dass der Güterbestand *und seine Verteilung auf die Wirtschaftssubjekte* zur Erklärungsaufgabe dieser Theorie gehört. Denn die Preishöhe wird durch die Verteilung der Anfangsausstattung bestimmt. Erklärt man die Verteilung der Anfangsausstattung nicht, so verfehlt man das selbst gesteckte Ziel der Wissenschaft. Etwas als *faktisch* „gegeben“ – also wertfrei – vorauszusetzen, das in seiner Faktizität eine Fülle von Werturteilen beinhaltet, ist erkenntnistheoretisch nicht zu halten.

Die Tatsache, dass physikalistische Erklärungen hier versagen, weil die mikroökonomischen Modelle die erklärende Kausalkette einfach abbrechen und etwas, nämlich die „Anfangsverteilung“, als „gegeben“ voraussetzen müssen, besagt wissenschaftstheoretisch: *Die Wirtschaftswissenschaft ist als physikalistische*

42 Walras (1954: 257).

43 Walras (1954: 79).

Theorie nicht formulierbar. Im deutlichen Unterschied zu den Naturwissenschaftlichen, wo Anfangsparameter oder Naturkonstanten logisch denselben faktischen Charakter haben wie die Modellvariablen, sind die Anfangsbedingungen der reinen Ökonomie versteckte Werte. Wenn aber die Vermögensverteilung, der „Anfangsbestand“, nicht ein zufälliger exogener Faktor ist, sondern zur Knappheitsrelation als deren *objektiver Teil* gehört, wenn ferner die Frage der Vermögensverteilung zur *Ethik* zu rechnen ist, dann begeht man einen *methodischen Fehler*, auf die Erklärung der Verteilung *deshalb* zu verzichten, *weil* es sich um eine ethische Frage handelt. Dieser Fehler ist eine notwendige Folge des Ziels, die „reine Volkswirtschaftslehre als eine physisch-mathematische Wissenschaft“⁴⁴ formulieren zu wollen. Naturkonstanten sind Grenzen des Erklären-*Könnens*; gegebene Anfangsbedingungen in der reinen Ökonomie sind dagegen Grenzen des Erklären-*Wollens*, damit implizit ethische Urteile.

Einen letzten Punkt möchte ich herausarbeiten, der zeigt, dass die reine Wirtschaftswissenschaft nur die *kryptisch-theoretische* Form einer Ethik, also eine *implizite Ethik*, abhängig von der Wahl der Grundkategorien dieser Wissenschaft, darstellt. Das lässt sich verdeutlichen, wenn wir den von Menger und Walras für die Konstitution ihrer Wissenschaft notwendigen Schritt einer *Kategorisierung*, also einer Typenbildung, oder, wie Menger sagt, einer *Morphologie* betrachten. Bei Walras erscheint der Typenbildungsprozess eher am Rande und ist in seiner *erkenntnistheoretische* Problematik nicht durchschaut. Menger sieht hier klarer. Er weiss, dass Grundkategorien der Wirtschaftswissenschaft aus *realen Erscheinungsformen* (bei Walras *real-type concepts*) abstrahiert werden müssen. Hierbei zeigt sich aber als Ausgangspunkt eine sehr grosse *Vielfalt*. In einer Fussnote findet sich bei Menger die für das Konzept einer zeitlosen, reinen Wissenschaft doch sehr ernüchternde Bemerkung:

„Der Zustand der Volkswirtschaft, welcher im concreten Falle als Grundlage für die Darstellung der theoretischen Nationalökonomie gewählt werden muss, ist selbstverständlich nicht nothwendig für alle Zeiten und Völker der nämliche. Seine Wahl ist nicht eine Frage der Forschung, sondern eine solche der zweckmässigen Darstellung und somit durch zeitliche und örtliche Verhältnisse bedingt.“⁴⁵

Diese Aussage ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert und erhellend: *Erstens* gibt Menger hier zu, dass die idealtypischen Kategorien einen *historischen Gehalt* haben. Damit ist aber das Modell, das in der Sprache der formalen Strukturbeziehungen *zwischen* den Grundkategorien der „reinen Theorie“ dargestellt wird, in seiner Aussagekraft historisch relativiert. Es ist nur *zufällig* zu erwarten,

44 Walras (1881: 3).

45 Menger (1883: 109, Note 38).

dass solche Kategorien ohne Abstriche übertragbar sind. *Zweitens* sagt Menger, dass die *Wahl* der Grundkategorien der eigentlichen Arbeit des Forschers *vorausgeht*. „Wählen“ ist ein freier Akt der Entscheidung eines Theoretikers, damit abhängig von dessen Werten und folglich ein *implizit ethischer Akt*, der bei Menger „zweckmässige Darstellung“ heisst.

Menger spricht in diesem Zusammenhang auch davon, dass die Wahl des Ausgangspunktes abhängig von einem „mit Rücksicht auf Ort und Zeit besonders bedeutsamen Zustand der Volkswirtschaft als Grundlage“ zu erfolgen habe, von dem aus dann für eine „realistische Theorie“ *andere* Erscheinungsformen „aus verschieden gearteten Entwicklungsstufen der volkswirtschaftlichen Phänomene und aus verschiedenen örtlichen Verhältnisse sich ergeben“. ⁴⁶ Hier verbirgt sich die implizite Wertung, die in der reinen Theorie *kategorial* erhalten bleibt, im Begriff des „bedeutsamen Zustandes“ – bedeutsam in welcher Hinsicht, für welchen Wert? Dasselbe gilt für seine Formulierung, dass eine Theorie „das Bedürfniss der Gegenwart“ ⁴⁷ zu berücksichtigen habe. Insgesamt enthalten diese Sätze Mengers eine recht genaue Definition der Kernaussage der Ideologietheorie, die besagt, dass die theoretischen Kategorien nur bestimmte historische und soziale Interessen widerspiegeln.

Wenn man unter diesen methodischen Voraussetzungen eine „reine Theorie“ *konstruiert*, die auf dem Wege der *Abstraktion* versucht, Allgemeingültigkeit für viele Länder und historische Perioden zu erlangen, so ist das *kognitive Fenster*, das durch solch eine Theorie eröffnet wird, stets durch die Werte beschränkt, die in der Wahl des „Referenzzustands“ (Realtypus) und dessen Überführung in einen Idealtypus verborgen sind. Was auch immer dann in *späteren* empirischen Untersuchungen *innerhalb* dieses so festgesetzten kategorialen Rahmens erscheint und zugeordnet wird, enthält die Wertunterscheidungen der ursprünglichen Kategorien. Es kann dann, relativ zu solch einem Kategoriensystem, etwas als „empirisches Faktum“ erscheinen, ohne an die in den Grundkategorien *versteckten Werte* zu erinnern. Der theoretische oder empirische Forscher innerhalb solch eines vorausgesetzten Paradigmas scheint „wertfrei“ zu arbeiten und verfolgt dennoch nur eine *implizite Ethik*.

Diese Grundstruktur der „reinen Ökonomik“ ist in der modernen Neoklassik in all ihren Spielarten erhalten geblieben. Der Verfeinerung der mathematischen Technik korrespondiert allerdings die völlige Verkümmerng erkenntnistheoretischer Fragen, die bei Walras und Menger immerhin noch bewusst sind. Menger sagte: „Die Begründung einer Methodologie der Sozialwissenschaften ist die

46 Menger (1883: 109).

47 Menger (1883: 109).

wichtigste Aufgabe der Gegenwart auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie.“⁴⁸ Mit dem historischen „Sieg“ der reinen Ökonomie über die historische Schule im „Werturteilsstreit“ ist die Frage der Methode als *erkenntnistheoretisches Problem* aus der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung weitgehend verschwunden. „Methodenprobleme“ sind für die neoklassischen Ökonomen der Gegenwart *statistische* oder *ökonomische* Fragen, die die verwendeten Grundkategorien in einem naiven Naturalismus mit wirtschaftlicher Realität verwechseln.

Samuelson setzt z.B. die Frage nach der Methode umstandslos mit dem Problem der Anwendung der Mathematik gleich, weil er sich dadurch „Zeit spare“, die durch eine nur „knappe Behandlung der gewichtigen philosophischen und erkenntnistheoretischen Problemkreise der Methodologie“ frei werde. Die unmittelbar nachfolgende methodische Aussage Samuelsons erweist sich dann aber als ein einfacher Fehlschluss, der sich in seinem Satz verbirgt: „Mathematik *ist* Sprache.“⁴⁹ Zwar hat Samuelson Recht, wenn er meint, dass mathematische Zeichen und Funktionen in die Alltagssprache übersetzt werden können – sie werden ja aus dieser Sprache ursprünglich erklärt. Doch daraus folgt nur, dass der semantische Gehalt formaler Sprachen kein anderer sein kann als jener der Alltagssprache. Falsch ist die *Umkehrung* des Satzes, wenn man von der „Identität von Mathematik und Worten“⁵⁰ spricht. Mathematik ist eine *Syntax*; die *Bedeutung* von Sätzen bleibt stets auf etwas verwiesen, was in der Syntax verborgen bleibt: Auf den Horizont des Handelns und dessen ethische Dimension.

Der zitierte Fehlschluss gründet in dem methodologischen Kahlschlag, der durch die *reine Theorie* verursacht wurde, worin man sich erkenntnistheoretische Fragen „aus Zeitgründen“ ersparen zu können glaubt. Der physikalistische Horizont ist zu einem solch universellen *Wert* geworden, dass weder dieser Wert noch seine Einbettung in *andere* Fragen von den Ökonomen und vielen Wissenschaftstheoretikern erkannt werden. Dieser Methodenmonismus findet sich auch /208/ im *kritischen Rationalismus*.⁵¹ Die Einsicht, dass sich *freie Entscheidungen* nicht

48 Menger (1889: 25).

49 P. A. Samuelson (1971): *Ökonomische Theorie und Mathematik*, Köln, 204.

50 Samuelson (1971: 208).

51 „Eine den Spielregeln der empirischen Wissenschaft entsprechend konstruierte Theorie erlaubt grundsätzlich wissenschaftliche Vorhersagen des zukünftigen Geschehens in ihrem Objektbereich, *gleichgültig*, ob es sich um physikalische Ereignisse, vitale Prozesse oder die Entwicklung sozialer Beziehungen zwischen Menschen und Menschengruppen handelt.“ H. Albert (1971): *Theorie und Prognose in den Sozialwissenschaften*; Köln-Berlin, 130; meine Hervorhebung.

durch physikalistische Theorien erklären lassen, ist völlig verschwunden.⁵² Samuelson vertritt denselben Methodenmonismus wie folgt:

„Alle Wissenschaften haben die gemeinsame Aufgabe, die empirische Wirklichkeit zu beschreiben und zusammenzufassen. Die Wirtschaftswissenschaft bildet keine Ausnahme. Es gibt keine besonderen methodologischen Probleme, die dem Sozialwissenschaftler begegnen und die in ihrer Art von jenen verschieden sind, mit denen sich jeder andere Wissenschaftler auseinandersetzt. Es ist richtig, dass der Sozialwissenschaftler ein Teil der Realität ist, die er beschreibt. Dasselbe gilt für den Physiker. Es ist wahr, dass der Sozialwissenschaftler dadurch, dass er ein Phänomen beobachtet, es verändern kann. Die Theorie der Quantenphysik zeigt mit ihrer Heisenbergschen Unschärferelation, dass dasselbe für den Physiker gilt, der Messungen auf atomarer Ebene macht.“⁵³

Die Beschränktheit des szientistischen Wissenschaftsbegriffs, der sich *ontologisch* mit jenem des kritischen Rationalismus deckt – auch wenn Samuelson die Induktionstheorie verteidigt⁵⁴ –, wird hier deutlich. Zwar ist ein Sozialwissenschaftler Teil jener „Realität“, die er erklären möchte, doch der *Sinn* dieses Teilseins-von-... ist ein völlig anderer als im Falle des Physikers. Dieser ist ein Teil der physischen Wirklichkeit *nur als Körper*, nicht als freies, sprechendes oder fühlendes Wesen. Das wird schon an der einfachen Tatsache deutlich, dass in den Sozialwissenschaften der Theoretiker mit seinem „Untersuchungsgegenstand“ kommunizieren kann, was einem Physiker verwehrt bleibt. Deshalb ist auch der Sinn der *Einwirkung* auf die soziale Wirklichkeit ein völlig anderer als im Falle der Quantenphysik: Elementarteilchen können nicht die von Theoretikern gemachten Prognosen in ihre Bewegungsrichtung einbeziehen; Menschen tun dies unaufhörlich. Deshalb ist der Sinn von „Empirie“ hier ein völlig anderer. /209/

52 Brodbeck (2000: Teil 1 und 2). Vgl. zur ausführlichen Kritik der Erkenntnistheorie des kritischen Rationalismus Brodbeck (2002a: 2.4 und 3.5).

53 Samuelson (1971: 210).

54 „Jede Wissenschaft basiert direkt auf der Induktion“. Samuelson (1971: 205).

Vom ethischen Sinn ökonomischer Gesetze

Dass „die Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens sich streng nach Gesetzen regeln, gleich jenen der Natur“,⁵⁵ steht für die Anhänger der reinen Ökonomie ausser Frage. Doch was ist der Sinn eines ökonomischen Gesetzes? In jedem Gesetz liegt eine Abstraktion. In den Naturwissenschaften wird diese Abstraktion durch das Experiment hergestellt. Auch Naturgesetze „gelten“ nicht schlechthin; ihr reines Gelten muss *hergestellt* werden. Dies geschieht durch technische Geräte, die jeweils *andere* Einflüsse fernhalten.

Diese *Negation*, die in jedem Gesetz als wirksame Abstraktion geltend gemacht wird, ist in der sozialen Welt offensichtlich. Ein juristisches Gesetz *gilt* nur, wenn sein Gelten auch wirksam gemacht wird durch eine Exekutive. Jedes Gesetz vollzieht eine *Beschränkung* des individuellen Bewegungsspielraums. Im Gesetz ist ein allgemeines Interesse gegen individuelle Interessen dadurch wirksam, dass Einzelhandlungen *begrenzt* werden. Darin liegt umgekehrt auch der Gedanke, dass die Individuen diese Gesetze *überschreiten* können, dass Schranken nur deshalb als Schranken erfahrbar sind, *weil die Individuen frei handeln* können. Die „Freiheit“ ist hier keine absolute, sondern auf die erfahrbare Schranke des Gesetzes bezogen. Physikalische Gesetze dagegen *beschränken* nicht eine unbeschränkte Individualität, sie *determinieren* Einzelereignisse. Ethische Gesetze gelten an von ihnen ontologisch verschiedenen Individuen; Naturgesetze *erzeugen* durch ihren Geltungsbereich „Individualität“. Ein physikalisch gedeutetes Individuum wird durch das Gesetz zu dem gemacht, was es in seinen Eigenschaften *ist*.

Abstrakte Regeln für das Handeln freier Individuen haben *formal* die Struktur *moralischer Vorschriften*. In der Moral kehrt in jedem Einzelnen, wie unabhängig er sich auch sonst dünken mag, die *Forderung* aller anderen Menschen an sein Handeln wieder. In der Moral spiegelt sich das Ganze in seinen Teilen, spiegelt sich der soziale Zusammenhalt der Menschen in den Individuen. Das spezifisch *Menschliche* daran liegt in der Tatsache, dass diese moralischen Regeln *erkannt* werden können, dass sich also jeder *als Gemeinschaftswesen* in diesen Spielregeln wiedererkennt – gleichgültig, ob sie gesetzlich normiert, mit Gewalt durchgesetzt oder als Erkenntnis im ethischen Verhalten freiwillig angenommen werden. Nach Kant ist letzteres die Voraussetzung für jede *vernünftige* Gesetzgebung.⁵⁶

55 Menger (1871: VIII).

56 Zur Frage nach den *Quellen* der Moral vgl. K.-H. Brodbeck (2001b): Die fragwürdigen Grundlagen des Neoliberalismus, in: Zeitschrift für Politik 48, 49-71.

Hebt man diese Voraussetzung auf und behauptet das Gelten ökonomischer Gesetze in strikter Analogie zur Naturwissenschaft als *Beherrschung der Vielfalt /210/ in der Empirie*, so wird nicht nur erkenntnistheoretisch die grundlegende Differenz im Gelten zwischen moralischen und natürlichen Gesetzen verwischt, das Individuum selbst wird in seinem Begriff auf etwas ihm völlig Fremdes reduziert. „Individualität“ im Rahmen eines physikalistisch gedeuteten Gesetzes bedeutet immer: *Kausale oder stochastische⁵⁷ Bestimmtheit des Verhaltens der Individualität*. Das zum allgemeinen Gesetz korrespondierend gedachte Individuum wird im physikalischen Denkmodell zum *Atom*, dessen Eigenschaften und Verhaltensweisen *ausschliesslich* durch die Gesetze determiniert sind. Beschreibt man also die Wirtschaft in Analogie zu den Naturgesetzen, so muss man auch die Individuen als atomistische *Maschinen* konstruieren, die *ausschliesslich* durch Gesetze determiniert sind. In diesem Sinn setzt Menger sogar Atomismus und Exaktheit gleich, wenn er über „das exacte (das atomistische) Verständnis“⁵⁸ des Ursprungs von Institutionen spricht.

Diese atomistische Konsequenz war bereits in der Abstraktion des *homo oeconomicus* der klassischen Theorie vorbereitet. Wenn man sagt, dass es sich beim *homo oeconomicus* nur um eine „Als-Ob-Hypothese“ handelt,⁵⁹ dann erkennt man das hier verborgene *ethische* Problem. Ich möchte dies am von Schumpeter eingeführten Begriff des „methodologischen Individualismus“⁶⁰ demonstrieren. Der im methodologischen Individualismus behauptete *hypothetische* Atomismus entspringt aus der *Reduktion* des Gegenstandes „Wirtschaft“ auf die Preise, die bei Walras vollzogen wird. Die Konsequenz daraus ist, „dass selbst das Wesen des Wirtschaftens für uns gleichgültig sei. Wir haben auf *das* zu blicken, was wir erreichen wollen – das ist in diesem Falle die Preiserscheinung – und nur das anzuführen, was zur Erreichung unseres Zieles unbedingt nötig ist.“⁶¹ Der „Zweck heiligt die Theorie“⁶², sagt Schumpeter. Er hätte allerdings zu ergänzen: Um den Zweck einer *physikalistischen* Erklärung der Preise erreichen zu können, muss das menschliche Handeln auf das Verhalten eines Atoms reduziert werden.

Schumpeter wirft den Ökonomen in diesem Denkhorizont vor, sie hätten die „individualistische Methode mit Tatsachen verbrämt und etwa behauptet, dass

57 Vgl. hierzu genauer Brodbeck (2000: 4.6).

58 Menger (1883: 171); Mengers Einfügung.

59 Diesen Gedanken hat Hans Vaihinger (1927) am Beispiel von Adam Smith entwickelt: *Die Philosophie des Als Ob*, Leipzig, II § 3, 341ff.

60 Schumpeter (1908: 88ff.)

61 Schumpeter (1908: 93).

62 Schumpeter (1908: 529. Vgl. auch A. Amonn (1927): *Objekt und Grundbegriff der Theoretischen Nationalökonomie*, Leipzig-Wien, 112ff.

das Individuum der Angelpunkt aller Erklärung sei“.⁶³ Das Gegenargument, das /211/ Schumpeter anführt, ist *methodisch* allerdings dasselbe, das auch Walras und Menger geltend machen: Für das *Ziel* einer Erklärung der Preise nach dem Vorbild der „exakten Naturwissenschaften“ – den „exakten Schwestern“ –, ist „die individuelle Betrachtungsweise kurz und zweckmässig“, und sie soll zu „in erheblichem Masse brauchbaren Resultaten“ führen.⁶⁴

Doch wenn der Begriff des „Individuums“, der hier „zweckmässig“ eingeführt wird, nur durch den Inhalt seines *Erklärungsziels* bestimmt ist, weil aus diesem Grundbegriff die Preise „abgeleitet“ werden sollen, dann ist der *Gehalt* von „Individuum“ nur der eines physikalistisch gedachten Atoms. Welchen Grund sollte es dann aber überhaupt geben, diese Abstraktion zu den Entscheidungen von *Menschen* in Beziehung zu bringen? Der semantische Gehalt von „Individuum“ in Schumpeters „methodologischem Individualismus“, der jede *personale Deutung* abweist, ist dementsprechend eben keine Kategorie mehr, die einen *handelnden Menschen* bezeichnen kann, sondern ein *Leerbegriff*. Der Vorwurf an Wirtschaftswissenschaftler, die das Handeln des *homo oeconomicus* durchaus als psychologischen Egoismus deuten, sie würden die methodischen Erfordernisse einer „reinen Ökonomie“ verkennen, ist umzukehren gegen Schumpeter: Was hat eine auf diese Weise atomistisch gedachte Abstraktion mit wirtschaftlichem Handeln zu tun?

Menger hat sich gegen solch absurde Konsequenzen dadurch zu wappnen versucht, dass er forderte, die Grundbegriffe der Wirtschaftswissenschaften seien auf die „der sicheren Beobachtung noch zugänglichen Elemente zurückzuführen“.⁶⁵ Schumpeter lehnt das ausdrücklich ab. Wenn er von „brauchbar“ bei der Wahl der Hypothese spricht, so ist diese Brauchbarkeit *ausschliesslich* durch die Forderung nach einer *physikalistischen Erklärung* bestimmt, die sich um die empirische Zugänglichkeit der Grundbegriffe nicht kümmert. Diese Position wird von Friedman wiederholt.

Das Robotermodell des *homo oeconomicus*, das in der Abstraktion des methodologischen Individualismus als Spiegelbild eines physikalistischen Gesetzbegriffes formuliert wird, kann als *Norm* gedeutet werden, worin sich die *soziale Aufgabe* der „reinen Ökonomie“ zeigt: Sie fungiert als Ethik, in der Menschen auf einen *homo oeconomicus* reduziert werden sollen.⁶⁶ Die reine /212/ Ökono-

63 Schumpeter (1908: 94). Vgl. P. Ulrich (2001): Integrative Wirtschaftsethik, Bern et al., 190f.

64 Schumpeter (1908: 95, 624 und 625).

65 Menger (1871: VII).

66 „Wir programmieren Roboterimitationen von Menschen, und daraus lassen sich nur begrenzte Einsichten gewinnen.“ R. Lucas (1995): Interview; in: A. Klamer, Conversations with Economists, Savage/Maryland 1983, in: WirtschaftsWoche 43/19.10.1995, 54. „(D)er homo oeconomicus ist der Mensch, der den Aufgaben *gerecht* wird, die im Wirtschaften gestellt sind (!), der

mie als *Gesetzeswissenschaft* formuliert *ethische Gesetze* im Gewand des Physikalismus. Das *Gelten* wird durch einen nicht mehr hinterfragten *kategorialen Rahmen* als *empirische Faktizität* behauptet. Das ist insofern sogar richtig, als *im Rahmen* der neoklassischen Theorie und ihrer ökonomischen „Tests“ sich zweifellos Aspekte der sozialen Wirklichkeit zeigen. Die Reduktion menschlichen Handelns darauf, ein blosser *Faktor für die Preisbildung* (z.B. an den Aktienmärkten) zu sein, zeigt, wenn sie einmal vollzogen ist und mit statistischen Fleiss bebildert wird, auch nur *diese* „Faktizität“. Dass damit aber das Handeln einer *Abstraktion* unterworfen wird, die dem menschlichen Wesen und seiner Freiheit *fremd* ist, bleibt unter der Hülle des unhinterfragten Kategorien- und Methodenapparates verborgen.

Ideologietheorie oder „ökonomischer Ansatz“?

Wenn man mit Bezug auf freie Handlungen *Abstraktionen* geltend macht, dann werden diese Handlungen *eingeschränkt* oder gar zerstört, denn „Abstraktionen in der Wirklichkeit geltend machen, heisst Wirklichkeit zerstören.“⁶⁷ Die ökonomische Theorie, genauer die *Neoklassik*, beherrscht nicht nur das Denken der Wirtschaftswissenschaftler, es liefert die Denkmodelle für die Politik, die Medien und findet sich in den tausend Verästelungen des Alltags wieder. Sie wird von vielen Menschen immer wieder *als fremde Abstraktion* ganz praktisch erfahren, wenn Effizienz- oder Rationalitätsgründe geltend gemacht werden, um Handlungen zu begründen. Zwar mag es zutreffen, dass die ökonomische Theorie vielfach nur die Interessen der *Gewinner* bei diesem Prozess in eine theoretische Form gebracht hat, wie die Ideologietheorie behauptet. Doch ich möchte, im Unterschied zur Ideologietheorie, betonen, dass diese Theorie nicht einfach *kausal* durch derartige Interessen als „verhimmelter Nebelschleier“ (Marx) hervorgebracht und damit *entschuldigt* ist.

Der ökonomische Reduktionismus, der sich in der marxistischen Ideologietheorie findet, wird auch von Gary S. Becker vorausgesetzt, zugleich behauptet Becker aber, sein „ökonomischer Ansatz (...) hat mit dieser Sicht wenig gemein. Mehr noch, auch die Marxisten haben sich, ähnlich wie die Benthamianer, auf das ‚Sollen‘ konzentriert, und sie haben ihrem Ansatz häufig (...) seine Voraussagekraft weitgehend genommen.“⁶⁸ Becker huldigt erkennbar dem physika-

Mensch, der in allen (!) wirtschaftlichen Angelegenheiten dem Begriff (!) des Wirtschaftens *entsprechend* handelt.“ O. von Zwiedineck-Südenhorst (1955): Mensch und Wirtschaft, Berlin, S. 289 (meine Hervorhebung).

67 G. W. F. Hegel (1971): Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, Frankfurt/M., 331.

68 G. S. Becker (1982): Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens, Tübingen, 8.

listischen Ideal einer wertfreien Wissenschaft. Doch im bemerkenswerten Unter-/213/ schied zu Walras, der seinen *Gegenstand* begrenzt hat auf „das Studium der natürlichen und nothwendigen Wirkungen der freien Konkurrenz auf dem Gebiete der Produktion und des Tausches“,⁶⁹ ist der Beckersche Ansatz *masslos* und beansprucht nichts weniger als „einen wertvollen, einheitlichen Bezugsrahmen für das Verständnis *allen* menschlichen Verhaltens“⁷⁰ zu liefern. Immerhin gesteht Becker, dass „es keine brauchbare Theorie der Bildung von Präferenzen gibt“⁷¹. Doch anstatt *erkenntnistheoretisch* die Frage zu stellen, wie es überhaupt für die *subjektive* und *freie* Entscheidung eine *objektivierende* (mechanisch-physikalistische) Theorie geben kann, betrachtet Becker das, was er nicht erklären kann, einfach als „gegeben“ und geht von der Annahme der „Präferenzenstabilität“⁷² aus. Das, was man nicht erklären *will*, weil es als Wert nicht zum physikalistischen Modell passt, als „Datum“ zu betrachten, hat sich in der obigen Untersuchung als charakteristischer Fehler der reinen Ökonomie erwiesen.

Beckers auf alles Verhalten erweiterte Theorie ist aus zwei Gründen unhaltbar: *Erstens* erklärt diese Theorie *nichts*, denn eine Theorie die für *alles* Verhalten einen „einheitlichen Bezugsrahmen“ liefert, kann offenbar kein *besonderes* Verhalten erklären. Wenn alles Verhalten „ökonomisch determiniertes Verhalten“ ist, dann kann man damit keinen *besonderen* Verhaltenstypus erklären. Die Aussagekraft ist dieselbe wie die Tautologie, dass menschliches Verhalten für *alle* Menschen zutrefte. *Zweitens* ist Beckers „ökonomischer Ansatz“ als nobelpreisgekürte Theorieproduktion eine Teilmenge jenes Verhaltens, das durch den „ökonomischen Ansatz“ erklärt wird, damit *durch sich selbst erklärbar*.

Doch das mündet in einen Zirkel. Ist Beckers Theorie *wahr*, so ist ihr Gehalt zu erklären durch die persönliche Nutzenmaximierung des Theoretikers. Becker betont ausdrücklich, „dass der ökonomische Ansatz so umfassend ist, dass er auf *alles* menschliche Verhalten anwendbar ist“,⁷³ auch das Verhalten von Gary S. Becker. Wäre das wahr, dann wäre Beckers „Theorie“ ein *blosses Mittel*, Geld oder Ruhm zu maximieren, keine allgemeine Theorie. Ist sie aber *keine* Erklärung, dann erklärt sie weder Beckers eigene Theorieproduktion noch irgendein anderes Verhalten. Dieser Ansatz ist die äusserste Konsequenz der methodischen Fehler im neoklassischen Ansatz. Seiner theorie-imperialen Masslosigkeit korrespondiert eine methodische Beliebigkeit. Doch auch die ursprüngliche Form ei-

69 Walras (1883: 1).

70 Becker (1982: 15); Hervorhebung v. Becker.

71 Becker (1982: 161).

72 Becker (1982: 4).

73 Becker (1982: 7).

/214/ nes ökonomischen Reduktionismus, die marxistische Ideologietheorie,⁷⁴ gerät in einen Zirkel. Die Ideologietheorie erfüllt selbst eine ideologische Funktion: Faktisch entlastet sie durch eine *kausale Zurechnung* zu „Erkenntnisinteressen“ die Vertreter einer Theorie von der *Verantwortung* für ihr theoretisches Handeln. Doch wer, wenn nicht die Wissenschaftler, sollte fähig sein, die Konsequenzen des eigenen Tuns zu überblicken und zu verantworten? Die Ökonomen sind *am wenigsten* entschuldigt, wenn die Anwendung ihrer Theorien teils fatale Konsequenzen nach sich zieht.⁷⁵

„Wertfreiheit“ als Spiegel der „reinen Ökonomie“

Der physikalistische Standpunkt einer „reinen Ökonomie“ hebt ethische Fragen nicht auf; er versucht sie nur aus dem Bereich der Wirtschaftswissenschaften heraus zu drängen. Dies wird erkennbar an der in der Mainstream-Ökonomie akzeptierten Unterscheidung zwischen *Werturteil* und *Faktenaussage*. Der Werturteilsstreit⁷⁶ knüpfte an einen Gedanken Max Webers an, der zunächst leicht nachvollziehbar ist. Weber wendete sich dagegen, dass Professoren ihre „Lehrkanzel“ für politische Propaganda, für „politische Kathederwertungen“⁷⁷ missbrauchen. Doch die Kritik Webers zielt weiter und hat *erkenntnistheoretische* Voraussetzungen, die sich in den folgenden zwei Thesen zusammenfassen lassen:

- *These 1*: Die Erfahrungsgrundlage (Empirie) der Wissenschaft ist wertfrei.
- *These 2*: Ist-Sätze sind von normativen Sätzen eindeutig unterscheidbar.

Zu These 1: Hier fällt zunächst auf, dass die „Fakten“ nur durch die *Negation* eines Wertes (*wert-frei*) ihre Faktizität erhalten. Offenbar erhält man „reine Fakten“ erst durch einen Selektionsprozess, der dem „Grundsatz der Ausscheidung der ‚Werturteile‘“⁷⁸ gehorcht. Damit ist bereits zugestanden, dass es keine *voraussetzungslos wertfreie* Beschreibung als neutrale Grundlage von Theorien gibt. /215/ Die Wertfreiheit ist vielmehr ein *Produkt*, dessen „Ausgangsmaterial“ – alltägliche oder wissenschaftliche Beobachtungssätze – offenbar die Trennung

74 This approach „is hardly foreign to mainstream economics.“ P. A. Samuelson, W. D. Nordhaus (1889): *Economics*, New York et al., 836. Vgl. zur Ideologietheorie Brodbeck (2002a: 7.9).

75 Die Beinahe-Pleite von LTCM 1998 in den USA, mit Robert Merton und Myron Scholes an der Spitze (noch ein Jahr zuvor anlässlich der Nobelpreiswürdigung wegen ihrer „Praxisnähe“ in der Presse gerühmt), ist nur ein Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit.

76 H. Albert, E. Topitsch (Hg., 1979): *Werturteilsstreit*, Darmstadt; H. Nau (Hg., 1996): *Der Werturteilsstreit*, Marburg.

77 M. Weber (1968): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen, 456.

78 Weber (1968: 495).

von Faktum und Wert nicht kennt. Max Weber hat das nicht anders gesehen. Zunächst sind „empirische Tatsachenfeststellungen oft sehr umstritten“⁷⁹ – und wo Streit herrscht, herrscht ein Gegensatz, wenigstens ein *Unterschied* der Wertauffassungen. Der „höchst antirationalen Welt des universellen Zaubers“ gehörte für Weber ursprünglich „auch der ökonomische Alltag an, und aus ihr führte daher kein Weg zu einer rationalen innerweltlichen Lebensführung.“⁸⁰ Ökonomische Rationalität im Alltag ist historisch und aktuell erst ein *hergestelltes* Produkt, und die „reine Ökonomie“ dient als ein Instrument in dieser Herstellung.

Wenn man jedoch „Wertfreiheit“ erst, ausgehend von einer Welt irrationaler oder von Werten durchsetzter Alltagserfahrung, *herstellen* muss, so folgt man in dieser Herstellung (wie bei jeder Handlung) einem normativen Postulat. Das Resultat, das man erhält, ist also das Produkt einer *Wertselektion*, die man *als* Wertfreiheit interpretiert. Daraus ergibt sich, dass die erste These falsch oder widersprüchlich ist: Sie ist falsch, wenn man „Empirie“ als voraussetzungslose Grundlage der Forschung betrachtet; sie ist widersprüchlich, wenn man eine wertfreie Empirie als *Resultat* einer Wertselektion beschreibt – denn wie kann das von Wertentscheidungen abhängige *Produkt* einer *wertenden* Tätigkeit eine *wertfreie Voraussetzung* sein?

Zu These 2: Blickt man auf die zweite These, so kann man im Sinn der sprachanalytischen Philosophie fragen: In welchem Satztypus werden *Urteile* formuliert, die eine *metasprachliche Unterscheidung* zwischen einem Werturteil und einer Faktenaussage *herbeiführen*? Ist dieser Satztypus ein Werturteil, so beruht jede Faktenaussage auf einem vorgelagerten Werturteil. Ist das unterscheidende Urteil die Feststellung eines Faktums, so sind Werte selbst Fakten, und die behauptete „Aussonderung“ scheidet an der Voraussetzung. Daraus folgt: Wo immer Fakten und Werte unterschieden werden, dort ist diese Unterscheidung selbst ein Werturteil. Das, was *als* Faktum oder als „Empirie“ behauptet wird, ist das Ergebnis eines *Werturteils*.⁸¹ Die *reine Ökonomie* ist deshalb nicht aufgrund einer mangelhaften Konstruktion – wie vielleicht die kritischen Erwägungen zu Walras und Menger vermuten lassen –, sondern aus *prinzipiellen, erkenntnistheoretischen* Gründen nicht von der Ethik zu trennen. Dies auch und gerade deshalb, weil sich diese Trennung selbst für die *Naturwissenschaften* – dem Vorbild für die reine Ökonomie – nicht durchführen lässt. /216/

Der physikalistische Horizont, der auch die Philosophie des 20. Jahrhunderts – namentlich den Wiener Kreis und die analytische Philosophie – in eine Sackgasse führte, ist in der reinen Ökonomie noch ungebrochen erhalten geblieben.

79 Weber (1968: 463).

80 M. Weber (1988): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie II, Tübingen, 370.

81 Vgl. K.-H. Brodbeck (2001a): Ethik der Intelligenz, in: Ethik Letter 4, 2-5.

Wenn im logischen Empirismus sich schrittweise die Einsicht durchsetzte, dass „Empirie“ eine *Relation* ist, die sich nur relativ zum kategorialen Rahmen der Erkenntnis eröffnet, dann wird mit diesem Rahmen auch die Empirie selbst fragwürdig. Hierdurch wird die Forderung nach „Wertfreiheit“ leicht als Spiegelbild einer mechanischen Theorie erkennbar, die durch ihre Trennung vom Gegenstand charakterisiert ist. Die Erkenntnis, „dass die Vorstellung von einem scharfen Schnitt zwischen ‚Fakten‘ und ‚Werten‘ grundfalsch ist“,⁸² entdeckt nur wieder, was vor der Konstitution einer „reinen Sozialwissenschaft“ in der europäischen Philosophie eine geläufige Einsicht war. Rickert formulierte dies in seiner berühmten Abhandlung über den „Gegenstand der Erkenntnis“ so, „dass jedes rein theoretische Urteil die Anerkennung des Wahrheitswertes enthält, dass Urteilen sich im Bejahen oder Verneinen als ein Stellungnehmen zu einem Sollen ergibt.“⁸³

Die Mainstream-Ökonomie hat diese Fragen ignoriert. In der Darstellung der Beziehung zwischen ökonomischer Theorie und Wirtschaftspolitik wird ein Gedanke reproduziert, der von Weber formuliert wurde und der so etwas wie ein *Bindeglied* zwischen kausalen Argumenten und teleologischen oder normativen Urteilen herstellen soll. Für Weber ist die *wertende* Stellungnahme zu einer autonom, an sich existierenden empirischen Realität ein *nachträglicher*, ein *äusserlicher* Akt. Dementsprechend erscheint das *teleologische* Urteil als bloße *Umkehrung* einer *kausalen* Relation: „Der Satz: x ist das einzige Mittel für y, ist in der Tat die bloße Umkehrung des Satzes: auf x folgt y.“⁸⁴

Auf die Beziehung zwischen Wirtschaftspolitik und reine Theorie übertragen, besagt dann dieser Gedanke: Die Wirtschaftspolitik setzt Ziele und sucht zu ihrer Realisierung geeignete Mittel. Hierzu wird aber *theoretisches* Wissen benötigt, sofern die Mittel auch *geeignet* sein müssen, das im Ziel erstrebte Resultat hervorzubringen. Diese Aufgabe erfüllt dann die reine Ökonomie, ergänzt durch kausale Hypothesen, die – dem Ideal des Falsifikationismus folgend – an Zeitreihen oder Strukturdaten ökonometrisch „getestet“ wurden. Das *teleologische* Urteil benötigt demgemäss *kausales* (theoretisches) Wissen, nicht aber umgekehrt: Die Ziele sollen völlig unabhängig, in einem sozialen und politischen Reich der Werte (z.B. demokratische Prozesse) gesetzt werden. /217/

Diese Behauptung einer formalen Symmetrie zwischen teleologischem und kausalem Urteil ist stets nur *ex post* möglich. Was Weber ausklammert, ist die Differenz zwischen physikalistischem Modell der „reinen Theorie“ und dem, was

82 H. Putnam (1997): Für eine Erneuerung der Philosophie, Stuttgart, 173. Damit wird *auch* der „Wertbegriff“ selbst fragwürdig; vgl. M. Heidegger (1961): Nietzsche II, Pfullingen, 102.

83 H. Rickert (1904): Der Gegenstand der Erkenntnis, Tübingen-Leipzig, 230.

84 Weber (1968: 517).

menschliche Handlungen charakterisiert. *Erstens* besteht zwischen erkannter Kausalität und der Entdeckung des *Neuen* kein Kausalzusammenhang; kreative Handlungen enthalten stets Elemente, die zwar *nachträglich* in eine Kausalreihe eingeordnet werden können, nicht aber aus ihnen abzuleiten sind. Denn *zweitens* gehen im Sinn eines evolutionären Modells viele „teleologische Setzungen“ dem Handeln voraus, doch nur wenige bewähren sich, wodurch die behauptete Symmetrie grundsätzlich aufgebrochen wird. *Drittens* wird vor allem in Hayeks Theorie vom „Wettbewerb als Entdeckungsverfahren“ die wirtschaftliche Kreativität auf *Entdeckungen* reduziert. Doch Neuerungen auf dem Markt sind häufig oder meistens *Erfindungen*, und diesen gehen fast immer viele Irrtümer voraus, sodass der kreative Prozess völlig anderen Prozessstrukturen gehorcht als der blossen „Entdeckung“ kausaler Zusammenhänge.⁸⁵ *Viertens* darf die Kategorie der Ursache nicht mit jener des *Mittels für einen Zweck* gleichgesetzt werden.⁸⁶ Die Frage, ob etwas ein Mittel für einen Zweck darstellt, beruht auf einem „wertbehafteten“ Erkenntnisrahmen, der mögliche Ziele („Teleologie“) und mögliche Kausalreihen umfasst; auch dieser kategoriale Rahmen ist kreativ veränderbar. *Fünftens* sind Kausalreihen in der Wirtschaft nicht linear, sondern meist *zirkulär*. Ob etwas als „Datum“ erscheint, hängt ab vom verwendeten Modell, das wiederum nach Kriterien gewählt wird, die vom untersuchten Gegenstand abhängig sind. „Kausalreihen“ und „teleologische Reihen“ sind nur Teilmengen, die abhängig vom gewählten kognitiven Fenster jeweils nur abstrakte Ausschnitte einer zirkulären Vernetzung der sozialen Erkenntnis, Wertvorstellung und Faktizität sind.

So zeigt sich, dass die Diskussion über die Beziehung zwischen Kausalität und Teleologie, zwischen Empirie und Werten weder parallelisiert noch von der *Fragestellung*, in der solch eine Beziehung hergestellt wird, getrennt werden kann. Nur in der tautologischen Fiktion einer völlig statischen, mechanischen Welt, in der sich Handlungspläne nur in einem gegebenen Güterraum – „made now for the whole (!) future“⁸⁷ – bewegen können, wären teleologische und kausale Verknüpfungen symmetrisch. Eine Welt mit Handlungsfreiheit ist *offen*. In ihr ist der kreative Entwurf von etwas Neuem (die „teleologische Setzung“) ein /218/ Faktum, wie auch das *Scheitern* von Entwürfen eine Tatsache darstellt. Die Erfahrung, dass einer vermuteten Zweck-Mittel-Beziehung (aus natürlichen, technischen oder sozialen Gründen) keine Kausalreihe zugeordnet werden kann,

85 Vgl. Brodbeck (2001b); K.-H. Brodbeck (1999b): Entscheidung zur Kreativität, Darmstadt; Brodbeck (2002a: 3.8 und 7.9).

86 Vgl. zu diesem Fehler: „Die Lehren von den Gesetzmässigkeiten, denen die Welt der Mittel unterliegt, heisst aber nach altem Brauch ‚Theorie‘“; „Mittel aber sind an sich wertfrei“, H. Peter (1950): Einführung in die Politische Ökonomie, Stuttgart-Köln, 3 und 9.

87 G. Debreu (1959): Theory of Value, New Haven-London, § 2.5, 32.

ist ebenso ein „Faktum“, wie umgekehrt empirische Tatsachen nur im (wertbezogenen) Rahmen der Forschung erscheinen. Kurz: Fakten und Werte, „Theorie“ und „Politik“ sind in der Ökonomie nicht zu trennen: „Reine Ökonomie“ *ist zugleich implizite Ethik und politische Ökonomie* – im Tarnkleid der Mathematik.⁸⁸

Die Lösung des Dilemmas, in den Sozialwissenschaften theoretische Erklärungen von ethischen Urteilen nicht trennen zu können, kann nur darin bestehen, die Vorstellung einer *reinen Theorie* und einer ihr gegenüberstehenden *reinen Empirie* aufzugeben und die Wirtschaftswissenschaft in einen *Diskussionspartner* zu verwandeln, der eine gründliche Kenntnis vieler Denkmodelle besitzt, die das alltägliche Handeln bestimmen. Die Ökonomik wird dann zu einer *expliziten Ethik*, einer *Moralwissenschaft*, die Denkformen des Alltags kritisch aufzudecken und zu beurteilen hilft. Dass hierbei die Diskussion einfacher Wenn-Dann-Szenarien bei konstanten Gewohnheiten durchaus hilfreich sein kann, ist unbestritten. Die „Theorie“ verschwindet also keineswegs in einer als Ethik begriffenen Wirtschaftswissenschaft. Im Gegenteil, es werden ihr völlig neue Möglichkeiten eröffnet.⁸⁹ Wichtig ist hierbei nur die Erkenntnis: Jede abstrakte Reflexion von möglichen Ursachen und Wirkungen beruht auf der Voraussetzung, dass die betroffenen Menschen die Bereitschaft und die Motivation zeigen, verwendete *Regeln* auch annehmen zu wollen. Und darüber muss man *reden*, nicht Theorien auf Menschen – im Sinn von „Anreizen“ – *anwenden*, als wären sie blosses Material.

Literaturverzeichnis

- Albert, H. (1971): Theorie und Prognose in den Sozialwissenschaften; in: E. Topitsch (Hg., 1971): Logik der Sozialwissenschaften, Köln-Berlin, 126-143
- Amonn, A. (1927): Objekt und Grundbegriff der Theoretischen Nationalökonomie, 2. Aufl., Leipzig-Wien
- Aristoteles (1970): Metaphysik, übers. v. F. F. Schwartz, Stuttgart
- Becker, G. S. (1982): Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens, Tübingen /219/
- Bentham, J. (1952): J. Benham´s Economic Writings, ed. W. Stark, Volume One, London

88 „Too large a proportion of recent ‚mathematical‘ economics are merely concoctions, as imprecise as the initial assumptions they rest on“, J. M. Keynes (1973a): The General Theory of Employment, Interest and Money, London-Basingstoke, 298.

89 Ich nenne eine ökonomische Theorie, die auf den Gewohnheiten als Grundkategorie aufbaut, *postmechanisch*; vgl. K.-H. Brodbeck (1996): Erfolgsfaktor Kreativität, Darmstadt 1996; K.-H. Brodbeck (2001c): Umriss einer postmechanischen Ökonomie, Wien, 117-142; K.-H. Brodbeck (2002b).

- Brodbeck, K.-H. (1996): Erfolgsfaktor Kreativität. Die Zukunft unserer Marktwirtschaft, Darmstadt
- Brodbeck, K.-H. (1998): Spekulation und Arbeitslosigkeit. Zur Ethik der Geldpolitik, Ethik Letter 4, 2-11
- Brodbeck, K.-H. (1999): Entscheidung zur Kreativität, 2. Aufl., Darmstadt
- Brodbeck, K.-H. (2000): Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften, 2. Aufl., Darmstadt
- Brodbeck, K.-H. (2001a): Ethik der Intelligenz, in: Ethik Letter 4/2001, 2-5
- Brodbeck, K.-H. (2001b): Die fragwürdigen Grundlagen des Neoliberalismus. Wirtschaftsordnung und Markt in Hayeks Theorie der Regelselektion, in: Zeitschrift für Politik 48, 49-71
- Brodbeck, K.-H. (2001c): Umriss einer postmechanischen Ökonomie, in: R. Benedikter (Hg., 2001): Postmaterialismus, Band 1: Einführung in das postmaterialistische Denken, Wien, 117-142
- Brodbeck, K.-H. (2002a): Der Zirkel des Wissens. Vom gesellschaftlichen Prozeß der Täuschung, Aachen
- Brodbeck, K.-H. (2002b): Wirtschaft als kreativer Prozess. Beiträge zu einer postmechanischen Ökonomie; in: W. Ötsch, S. Panther (Hg., 2000), Politische Ökonomie als Sozialwissenschaft, Marburg, 353-387
- Eucken, W. (1959): Die Grundlagen der Nationalökonomie, 7. Aufl., Berlin-Göttingen-Heidelberg
- Fichte, J. G. (1845): System der Sittenlehre, Werke Bd. IV, Berlin
- Friedman, M. (1968): The Methodology of Positive Economics; in: M. Brodbeck (Hg., 1968): Readings in the Philosophy of the Social Sciences, New York/London, 508-528
- Hayek, F. A. (1967): Studies in Philosophy, Politics and Economics, London and Henley
- Hegel, G. W. F. (1971): Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III, Werke Bd. 20, Frankfurt/M.
- Heidegger, M. (1961): Nietzsche, zwei Bände, Pfullingen
- Ingram, J. K. (1890): Geschichte der Volkswirtschaftslehre, Tübingen
- Jevons, W. S. (1970): The Theory of Political Economy, Harmondsworth
- Johnson, C. (2000): Ein Imperium verfällt. Wann endet das Amerikanische Jahrhundert? München
- Keynes, J. M. (1973a): The General Theory of Employment, Interest and Money, Collected Writings Vol. VII, London-Basingstoke
- Keynes, J. M. (1973b): The General Theory and After, Part II, Collected Writings Vol. XIV, London-Basingstoke
- Keynes, J. N. (1917): The Scope and Method of Political Economy, 4. Aufl., Cambridge
- Lucas, R. (1995): Interview; in: A. Klammer, Conversations with Economists, Savage/Maryland 1983, in: WirtschaftsWoche 43/19.10.1995, 54

- Menger, C. (1871): Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien
- Menger, C. (1883): Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der Politischen Oekonomie insbesondere, Leipzig
- Menger, C. (1889): Grundzüge einer Klassifikation der Wirtschaftswissenschaften, Jena
- Mill, J. S. (1868): System der deduktiven und inductiven Logik, zwei Bände, Braunschweig
- Mill, J. S. (1892): Principles of Political Economy, London
- Mill, J. S. (2000): Essays on Some Unsettled Questions of Political Economy, Reprint Batoche Books Kitchener
- Nau, H. (Hg., 1996): Der Werturteilsstreit, Marburg
- Peter, H. (1950): Einführung in die Politische Ökonomie, Stuttgart-Köln
- Putnam, H. (1997): Für eine Erneuerung der Philosophie, Stuttgart
- Rickert, H. (1904): Der Gegenstand der Erkenntnis, 2. Aufl., Tübingen-Leipzig
- Robbins, L. (1935): An Essay on the Nature & Significance of Economic Science, London
- Salin, E. (1951): Geschichte der Volkswirtschaftslehre, 4. Aufl., Bern-Tübingen
- Samuelson, P. A. (1966): Rejoinder, in: Review of Economics and Statistics, 48, 444-448
- Samuelson, P. A. (1971): Ökonomische Theorie und Mathematik, in: H. Knobel (Hg., 1971): Gegenstand und Methoden der Nationalökonomie, Köln, 204-214
- Samuelson, P. A., W. D. Nordhaus (1989): Economics, 13. Aufl., New York et al.
- Schumpeter, J. A. (1908): Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Berlin
- Schumpeter, J. A. (1954): Dogmenhistorische und biographische Aufsätze, Tübingen
- Sinn, H.-W. (2001): „Wir sind auf der falschen Schiene“, in: DER SPIEGEL 49/2001 (Online-Text)
- Sombart, W. (1967): Drei Nationalökonomien, 2. Aufl., Berlin
- Ulrich, P. (2001): Integrative Wirtschaftsethik, 3. Aufl., Bern-Stuttgart-Wien
- Vaihinger, H. (1927): Die Philosophie des Als Ob, 9. Aufl., Leipzig
- Walras, L. (1881): Mathematische Theorie der Preisbestimmung der wirtschaftlichen Güter. Vier Denkschriften, Stuttgart
- Walras, L. (1954): Elements of Pure Economics or the Theory of Social Wealth, London
- Weber, M. (1968): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 3. Aufl., Tübingen
- Weber, M. (1988): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie II, Tübingen
- Homepage: <http://home.t-online.de/home/brodbeck>